

Daughterland
new voices

HARRIET
ARMSTRONG

RICHTIG
GROSSES GLÜCK

Aus dem Englischen
von Cornelia Röser

Luchterhand

In der Woche, bevor mein letztes Jahr an der Uni anfing, fuhr ich mit meiner Familie in den Urlaub. Damals war ich noch ein richtiges Kind und teilte mir ein Hoteldoppelbett mit meinem kleinen Bruder. Ständig stritten wir uns wegen der Klimaanlage, ich wollte sie immer laufen lassen, und er wollte sie – aus unerklärlichen Gründen – hartnäckig ausschalten. Ich ertrug es einfach nicht, wie die Bettlaken auf meiner schweißnassen Haut klebten, es war so abstoßend. Wenn ich so dalag, kam ich mir vor wie ein Stück Fleisch oder Fisch, das vor einem Geschäft in der Auslage schwitzte. In dieser Woche schlief ich schlecht und träumte lauter blödsinnige Träume, zum Beispiel dass ich über kalte Marmorstufen in eine unendliche Weite aus schwarzem Wasser hinabstieg, die ich für den Fußboden gehalten hatte. Am Ende wurde sich der Traum seiner selbst bewusst und gab sich einen Titel: *Grundlos*. Mein dämlicher Traum hielt sich für so ungeheuer geistreich.

In diesem Urlaub lernte ich, auf dem Rücken im Wasser zu treiben, mich ganz ohne eigene Kraftanstrengung tragen zu lassen. Stundenlang lag ich auf

der Wasseroberfläche, blinzelte in die Sonne und spürte, wie ich vom Ufer in Richtung Nichts getrieben wurde. Es war das erste Mal, dass ich schwimmen ging, seit mir Begriffe wie Körper, Jungfräulichkeit und Penetration so richtig bewusst geworden waren, und jetzt registrierte ich überdeutlich, wie das Wasser an die Grenzen meines Körpers schwappte. Im Hinterkopf dachte ich die ganze Zeit darüber nach, ob es in mich eindringen, durch diese ganzen inneren Gänge und Kanäle fließen und bis in mein Innerstes vordringen würde. Ich hätte wirklich zu gern gewusst, wie weit das Wasser kommen konnte.

Alles, was ich in diesem Urlaub anhatte, war irgendwie scheußlich. Aber mir blieb keine andere Wahl, als diese ganzen scheußlichen Sachen weiterhin zu tragen. Zum Beispiel die hässlichen Badesandalen in einem grellen Türkis, die sich ganz eng um meine Zehen schlossen. Sie sahen aus wie riesige türkise Kakerlaken, die meine Füße umklammerten und die Klauen in meine Fußsohlen bohrten. Ständig wurde ich für einen Jungen gehalten, das war vorher noch nie vorgekommen, und ich kapierte nicht, warum es jetzt plötzlich passierte. Ich hatte sogar lange Haare, aber vielleicht waren sie auf eine jungenhafte Art lang: lauter Strähnen in verschiedenen, beliebig wirkenden Längen. So richtig wusste ich selbst nicht, wie meine Haare so geworden waren.

6 In diesem Urlaub war ich von dem Gedanken be-

sessen, Bücher so schnell wie möglich zu lesen, um alle Erfahrungen der Menschheit und all ihre großen Gedanken in mir zu horten und für einen bestimmten Zeitpunkt in der Zukunft abzuspeichern, an dem ich sie brauchen würde. Es war deprimierend, dazusitzen und diese ganzen Klassiker so schnell wie möglich durchlesen zu wollen, etwa einen pro Tag. Ich las auch während der Autofahrt, wovon mir übel wurde, und dann musste ich aus dem Fenster starren, raus aufs Meer und auf den schwarzen Asphalt, der unter mir entlangraste. Der endlos verschwindende Asphalt und das endlos bleibende blassblaue Meer. Das Buch fest in beiden Händen. Es war sehr deprimierend.

Gleichzeitig konnte ich mich in diesem Sommer überhaupt nicht auf Bücher einlassen. Bücher konnten mir einfach nichts über das Leben vermitteln, über die Art, wie es sich selbst auskotzte; diese sinnlose Aneinanderreihung von Bildern, die sich bis in alle Ewigkeit vor meinen Augen ausspie. Ich konnte die Auskotzerei nicht abstellen, und ich konnte keinen Sinn darin erkennen. Bedeutung und Tod stießen mich ab und machten Bücher für mich unzugänglich. Trotzdem musste ich lesen, während ich im Auto über dem Asphalt saß; es schien mir ungeheuer wichtig zu sein.

Ich hatte damals das starke Bedürfnis, mich in der Welt zu verorten, mich als Teil von etwas Größerem, etwas wirklich Grundlegendem zu positionieren. Ich

erstellte eine Art autodidaktische PowerPoint-Präsentation über verschiedene grundlegende Theorien wie Marxismus oder Impressionismus. Ich hatte vor, alle wichtigen Theorien abzudecken, und ich dachte, wenn ich das geschafft hätte, dann wäre ich irgendwie ein Teil von allem. Die Welt würde mich fest umarmen, und ich wäre nur noch von Dingen umgeben, die ich verstand und beherrschte oder zumindest nachvollziehen konnte. Ich wollte unbedingt alles begreifen, was mich umgab und mir wichtig war.

*

Dem Semesterstart sah ich ziemlich gleichgültig entgegen. Ich glaubte, verstanden zu haben, was die Uni war. Sie war in Ordnung: ein weiterer Ort, an dem mein Leben stattfand. Doch Orte erschienen mir trivial. Das Aufregendste war für mich, meine Sachen in einem neuen Zimmer auszupacken. Es war befriedigend, einen Raum zu haben, der mir allein gehörte und der mein ganzes Leben beherbergen musste. Mir gefiel, dass mein Drucker auf dem hässlichen braunen Teppich stehen musste, direkt neben meinen Ringordnern, meinen Sneakern und Stiefeln und gleich unter meinem Regenmantel. Ich hatte mir schon immer gewünscht, alle meine Besitztümer auf einmal sehen zu können, ohne den Kopf bewegen zu müssen.

Das Zimmer selbst war eigenartig. Alles war aus Holz, das einen irgendwie künstlich wirkenden

Orangeton hatte. Der Raum lag unter dem Dach, weshalb die Decken schräg abfielen und die Fenster sehr hoch oben eingelassen waren. Durch die schmutzigen Scheiben sah man nichts als Himmel. Das verlieh dem Zimmer etwas sehr Intimes. Die Rollos würde ich nur herunterlassen müssen, wenn ich es selbst tatsächlich und ausdrücklich wollte. Quer durch den Raum verlief ein dicker schwarzer Balken, der mich an Selbstmord denken ließ.

Zu dem neuen Zimmer gehörte ein fensterloses Gemeinschaftsbad. Dort ging ich baden, nachdem ich meine Sachen ausgepackt hatte. Jemand hatte Pfirsichschaumbad neben der Wanne stehen lassen. Ich gab etwas davon ins Wasser und bereute es sofort. Irgendwie empfand ich seine Gegenwart im Wasser als aufdringlich. Während ich in der Wanne lag, hörte ich jemanden »Don't Stop Believin'« auf einem Klavier spielen. Das Wasser bewegte sich zu den durchdringenden Tönen. Don't Stop Believin'.

Für meine Abschlussarbeit wurden mir ein Forschungsprojekt und eine Betreuerin am Institut für Entwicklungspsychologie zugewiesen. Das Projekt entpuppte sich als ziemlich eintönige Arbeit. Ich musste mir lauter Videos ansehen, in denen Babys zwischen verschiedenen Gegenständen auf einem Teppich saßen. Ich musste sie mir Frame für Frame ansehen, um den Zeitpunkt zu erfassen, an dem das Baby einen Gegenstand berührte, und den, an dem es

ihn wieder losließ. Die beiden Zeitcodes trug ich dann in eine Tabelle ein. Stunden um Stunden beobachtete ich peinlich genau, wie sich Babyhände der materiellen Welt näherten und sich wieder von ihr entfernten. Es gab die Vermutung, dass Babys, die mehr Gegenstände berührten, besser sprechen lernten. Diese Vermutung sollte überprüft werden.

Meine Kolloquiumsgruppe ging an einem Abend zusammen essen, damit wir uns kennenlernen. Es war eine reine Frauengruppe, und so unterhielten wir uns über unsere Erfahrungen als Frauen im akademischen Umfeld. Die anderen erzählten schlimme Geschichten von Tutoren, die mit ihnen ausgehen wollten oder anzügliche Kommentare über ihren Körper und ihr Aussehen machten. Ich hatte keine Geschichten zu erzählen. Ich wusste nicht, was es war, das mir derartige Situationen ersparte. Natürlich war ich froh darüber, aber es gab mir auch zu denken: Hing die Tatsache, dass mir nie etwas Schlimmes passierte, damit zusammen, dass mir überhaupt nie etwas passierte? Irgendwie schien meine Existenz eine handlungsabweisende Wirkung zu haben.

*

Ein paar Tage nach Semesterbeginn ging ich in mein Lieblingscafé in der Stadt. Der Kaffee dort war ekelhaft dünn, aber es gab auch billige Snacks wie winzige Soft Cookies, und man konnte auf die Felder und

den Fluss schauen. Durch die Glaswände ließ sich sehr gut beobachten, was sich außer den Feldern und dem Fluss so abspielte. Man sah den künstlich angelegten Wasserfall und eine lange Reihe kleiner Boote. Menschen, die in der Ferne mit ihren Hunden Gassi gingen, eine Zeitung lesende Frau am Flussufer. Durch die Fenster auf der anderen Seite sah man den oberen Teil von Häusern. Zwei davon waren in der letzten Etage durch eine Art Glaskasten oder gläsernen Tunnel miteinander verbunden. Es sah aus wie ein Gewächshaus und faszinierte mich unheimlich. Würde das Glas nicht brechen und auf den Bürgersteig krachen, sobald jemand einen Fuß daraufsetzte? Ich schloss die Augen und stellte mir dieses Gefühl vor: lauter kleine Glasscherben, die geradewegs aus dem Himmel fallen.

*

Dieses Studienjahr war mit Praxisseminaren vollgepackt. Seminare zu wirklich sehr praktischen Dingen wie Statistik, Computern und menschlicher Anatomie. In der ersten Stunde Statistik hockten wir in einem Kellerraum, während ein alter Mann versuchte, uns das Konzept der Gaußschen Glockenkurve zu erklären. Er ließ uns alle die Luft anhalten und die Sekunden zählen, die wir durchhielten. Dann mussten wir unsere Zahlen an ein Whiteboard schreiben, und der alte Mann übertrug sie in einen Graphen auf ein zwei-

tes Whiteboard. Der Graph sollte die Form einer Glockenkurve annehmen. Die Zahlen ergaben tatsächlich eine Glockenkurve. Meine Zahl war die niedrigste. Der Mann sagte, mein Wert sei ein statistischer Ausreißer und so weit von denen der anderen entfernt, dass wir darauf schließen könnten, die entsprechende Person hätte sich gar nicht richtig bemüht. Sie hätte die Übung nicht ernst genommen. Das deprimierte mich wirklich. Ich würde ziemlich leicht ertrinken.

Ich ging zum ersten Treffen der Literary Society dieses Semesters. Ich hasste die Literary Society, aber irgendwie gab ich die Hoffnung trotzdem nicht auf. Ich versprach mir immer noch etwas davon. Ich dachte, eines Tages würde ich lernen, die Society zu lieben, und so richtig darin aufzugehen. Ich dachte, etwas würde sich ändern, sich öffnen, und dann würde ich plötzlich dazugehören, dann könnte ich in der Literary Society so richtig aus mir herausgehen und etwas Großartiges beitragen. Manchmal nahm ich mir vor, eine kleine Theorie vorzustellen, die ich mir überlegt hatte, etwas wie *Das Fehlen einer narrativen Struktur als Ausdruck der existenziellen Bedeutungslosigkeit von Zeit*. Ich war immer so voller Hoffnung und trank so viel von dem Rotwein, der dort kostenlos in Styroporbechern ausgeschenkt wurde. Ich dachte, der Wein würde mich ein Stück weit tragen oder eine Atmosphäre schaffen, die meine Ausdrucksfähigkeit irgendwie fördern könnte. Aber er hatte keine Wir-

kung, weder auf mich noch auf den Raum. Ich blieb stumm und vollkommen nichtssagend. Bestenfalls wurde ich etwas ungeschickter, wenn ich ihn getrunken hatte, und stieß vielleicht gegen ein oder zwei Stuhlbeine mehr als sonst. Aber auf allen tiefergehenden Ebenen lösten Rauschmittel nicht das Geringste in mir aus. Es war faszinierend.

Bei diesem ersten Treffen redeten alle von Frank O'Hara. Damals hatte ich noch nichts von ihm gelesen, und es wurde auch nicht über seine Gedichte gesprochen, sondern über seine Biografie. Ein Typ in einem zerrissenen Pulli erzählte immer wieder diese Anekdote, dass Frank O'Hara gestorben wäre, wenn er keine Gedichte geschrieben hätte. Dabei sagte er jedes Mal Das ist natürlich rhetorisch gemeint, und ein anderer Typ sagte Nein, nein, er wäre wirklich gestorben, du hast ja keine Ahnung. Ich kam nicht dahinter, ob die ganze Diskussion eigentlich ein Witz sein sollte. Ich grub die Fingernägel leicht in die gelbliche Haut an der Innenseite meines Arms. Es war so deprimierend, dass ich nie irgendwas zu irgendwem zu sagen hatte. Ich hatte zu Frank O'Haras imaginärem Tod wirklich absolut nichts beizutragen. Oder zu sonst irgendetwas. Es war schlimm.

Doch später, in meinem Zimmer, las ich etwas von Frank O'Hara und stellte fest, dass er mir wirklich gefiel. Ich bewunderte seine Nonchalance und empfand seine Stimme als sehr optimistisch und positiv. Bei

ihm war Leid etwas, das ganz beiläufig neben dem Leben her existierte, aber in keiner Weise überwältigend oder bedrohlich war. Wie erstaunlich es ist, nach all den schrecklichen Sachen, die ich mache, Verzeihung und Liebe zu finden. Nach all den schrecklichen Sachen, die ich mache, wie erstaunlich ist es da, Verzeihung und Liebe zu finden. Ich dachte viel über diese Zeile nach. So viel, dass sie praktisch mein Standardgedanke wurde. In jener Woche unternahm ich lange Spaziergänge durch die Stadt, und die ganze Zeit dachte ich nur diese eine Zeile von Frank O'Hara. Wie erstaunlich es ist, nach all den schrecklichen Sachen, die ich mache, Verzeihung und Liebe zu finden. Wie erstaunlich es ist.

*

In diesen ersten Tagen saß ich lange Zeit einfach nur im Dunkeln in meinem Zimmer. Wenn ich mir Serien oder einen Film ansah, hatte ich immer ein schlechtes Gewissen. Ich fühlte mich elend und wertlos. Manchmal hatte ich sogar ein schlechtes Gewissen, wenn ich las. Was trug ich denn schon bei, wenn ich in meinem Zimmer saß und ein Buch las? Rein gar nichts. Wenn ich aber nur dasaß und nichts tat, hatte ich kein schlechtes Gewissen, weil mir das absolut keinen Spaß machte. Es war schlimm, für unbestimmte Zeit auf diesem Fußboden zu sitzen, ohne ein bevorstehendes Ereignis in Aussicht, das dieser furchtba-

ren Zeit des Sitzens ein Ende bereiten und mich retten würde.

Nach einigen Tagen begann ich, einen Teil dieser Zeit mit der Seminarlektüre zu füllen. Es gab unendlich viele Texte zu lesen. Dazu machte ich mir Notizen auf losen Blättern, und diese richtig materielle Art, meinen Fortschritt zu dokumentieren, heiterte mich auf. In der zweiten Vorlesungswoche musste ich mir bei WHSmith einen neuen Block kaufen und hatte das Gefühl: Das ist es, ich habe es geschafft, so sieht Erfolg aus. Dass man sich in der zweiten Semesterwoche einen neuen Block kaufen muss. Aber natürlich gab es einen tieferliegenden, wesentlicheren Teil in mir, den diese ganze Seminarlektüre nicht berühren konnte.

*

In den meisten Texten ging es um Anthropologie. Laut dem Seminarplan war Anthropologie das Studium der Bedeutung, und genau das wollte ich studieren: Bedeutung. Ich wollte unbedingt lernen, was die Dinge wirklich bedeuteten. Ich hatte noch immer das Gefühl, alles um mich herum besäße einen geheimen Kern, und die wichtigsten, die essenziellen Bedeutungen seien verborgen und müssten mühsam freigelegt werden. Ich konnte es nicht erwarten, dass sich mir all diese Bedeutungen offenbarten. Ich hätte alles für eine solche Offenbarung gegeben.

Das Thema der ersten Anthropologievorlesung waren Geschenke. Eine Theorie besagte, Geschenke hätten den Zweck, Menschen einander zu verpflichten. Wenn einem jemand etwas schenkte, war man dieser Person also für immer verpflichtet, oder so lange, bis man ihr ein gleichwertiges Gegengeschenk machte. Ein gleichwertiges Geschenk würde die Verpflichtung aufheben. Hierin unterschieden sie sich von Waren, die keinerlei soziale Bedeutung besaßen und niemanden an irgendetwas banden.

Später fragte unsere Dozentin Christina, ob dieses Seminar ein Geschenk oder eine Ware sei. Ich hielt das für eine klare Sache, und sagte Es ist eine Ware, weil wir ja Studiengebühren bezahlen. Darauf schaute Christina abschätzig, fast hasserfüllt drein und sagte Ich werde zu schlecht bezahlt, um hier Waren auszugeben. Die Implikation war also, dass das Seminar ein Geschenk war und ich Christina für den Rest meines Lebens verpflichtet sein würde. Ich hatte den Eindruck, eine von uns hatte das Konzept des Schenkens gründlich missverstanden.

*

In diesem Jahr musste ich mir die Gemeinschaftsräume mit vielen anderen teilen. Das Bad teilte ich mir mit sechs Leuten, die Küche mit acht. Das machte mir zu schaffen. Wenn ich gerade aufgestanden war und mir Frühstück machte, wollte ich keinem Typen

begegnen, der sich mit nacktem Oberkörper Ramen kochte. Die ganze Zeit fühlte ich mich so sichtbar. Diese ganzen gemeinsam genutzten Dinge und die öffentlichen Flure, die sie miteinander verbanden, erinnerten mich an Foucaults Panopticon. Ich dachte ständig an Foucaults Panopticon.

Als ich mir eines Morgens Porridge kochte, kam ein sehr großer Junge mit einem goldblonden Bob in die Küche und fing ebenfalls an, Porridge zu kochen. Jeder in seinem eigenen kleinen Topf auf dem Induktionsherd. Er sagte Hey, und ich sagte Hi, und er sagte Ich bin Luke, und dann unterhielten wir uns lange und ausführlich darüber, dass er seinen Master in Informatik machte und ich im dritten Jahr einen undefinierbaren interdisziplinären Sozialwissenschaftsstudiengang belegte. Es war eine sehr langweilige Unterhaltung, aber ich war enttäuscht, als unser jeweiliges Porridge fertig gekocht war. Luke verließ die Küche, und am liebsten wäre ich ihm in den Flur nachgerannt und hätte gerufen Was lernst du denn genau über Computer. Nicht nur, weil ich unsere Unterhaltung in die Länge ziehen wollte. Die Tatsache, dass Luke Informatik studierte, weckte in mir den Gedanken, Computer müssten etwas Faszinierendes an sich haben, das mir all die Jahre entgangen war.

Den Rest des Tages blieb ich in meinem Zimmer und saß mit dem Laptop am Fenster. Lange scrollte ich durch Lukes Facebook-Account und stellte fest,

dass er sehr beliebt war. Da waren so viele Bilder von ihm. Seitenweise Fotos, auf denen er immer Spaß zu haben schien, sei es im Pub oder in spärlich beleuchteten, hübsch eingerichteten Zimmern. Auf den meisten Bildern machte er ein ernstes Gesicht und blickte die Person, die das Bild aufnahm, passiv und ausdruckslos an. Mit dieser passiven Miene fand ich ihn sehr attraktiv, er hatte verblüffende Ähnlichkeit mit Tilda Swinton. Auf meinem Lieblingsbild trug Luke Lidschatten und den Anflug eines Lächelns und hatte den Arm um ein Mädchen gelegt, von dem ich annahm, dass es seine Freundin war.

*

Ich ging zu einer Veranstaltung, bei der wir mit Leuten aus verschiedenen Instituten über Neurodiver- sität sprechen konnten. Sie sollten uns bei unseren Problemen helfen. Irgendwie fühlte ich mich zum Hingehen verpflichtet, weil ich Dyspraxie hatte, aber gleichzeitig hatte ich ein schlechtes Gewissen. Ich fand, es müsste für jede Person die reinste Zeitver- schwendung sein, wenn ich mich zu ihr setzte und über Dyspraxie sprach. Ich würde mich hinsetzen und erzählen, dass ich manchmal versehentlich ein Glas Wasser umstieß. Ich hatte nicht das Gefühl, ihre Zeit verdient zu haben. Mich beschlich die unkonkrete, un- artikulierbare Ahnung, dass ich keinen Zugang zu den Dingen hatte, die ich brauchte, dafür aber übermäßig-

gen Zugang zu Dingen, die ich nicht brauchte und auf die ich kein Anrecht hatte. Hilfe zu suchen, schien mir dennoch richtig zu sein.

Die Veranstaltung fand in einem Konferenzzentrum statt. Auf den Tischen standen Tabletts mit kleinen Sandwiches und tropischen Früchten. Niemand erwähnte dieses Essen, es war nicht für uns. Ich setzte mich, und dann kamen Leute und halfen mir mit meinem Zeitmanagement. Sie verteilten riesige weiße Blätter, auf denen alle Tage im Oktober aufgelistet waren, und wir konnten mit einem Kuli unseren Stundenplan und unsere To-dos eintragen. Am Ende plante ich meinen Monat extrem detailliert und trug alle Zeitfenster ein, in denen ich an meiner Lektüre und meinen Hausarbeiten arbeiten wollte. Fast eine volle Stunde verbrachte ich damit, und am Ende wollte ich diesen völlig willkürlichen Zeitplan eigentlich gar nicht haben und hatte ein richtig schlechtes Gewissen wegen dieser ganzen Sache. Ich hoffte, dass ich beim nächsten Workshop ein konkreteres Problem haben würde, das ich besprechen konnte. So etwas wie das Verschieben von Abgabeterminen oder die Planung eines neuen Studienprojekts.

*

Meine Freundin Anna war zurück in der Stadt. Wir gingen am Fluss spazieren und sprachen über den vergangenen Sommer. Anna hatte die meiste Zeit mit

ihrer Familie in Spanien verbracht, und jetzt sah sie sich mit der Situation konfrontiert, dass ihre Freundin Grace ihr vorwarf, sie sei im Streit zu emotionslos. Nicht, dass Anna gemein geworden wäre, Grace fand nur, sie wirke zu unbeteiligt. Zu passiv und desinteressiert. Über solche Probleme konnte ich mich endlos unterhalten, ich liebte komplexe, aber letztendlich unerhebliche emotionale Dilemmata. Damit hing auch der Roboterscherz zusammen, den Anna und ich immer machten. Der Scherz bestand darin, dass wir uns beide wie Roboter vorkamen. Als würden wir roboterhaft auf unsere Umwelt reagieren, ohne echte Emotion oder das natürliche Bedürfnis, uns einzubringen. Anna und ich redeten viel über diese Robotersache. Manchmal, wenn wir ein Elektrogerät sahen, einen Wasserkocher oder den Fernseher im Gemeinschaftsraum, oder auch ein weggeworfenes Feuerzeug auf der Straße, sagten wir Guck mal, noch ein Roboter. Manchmal blieb Anna stehen und sagte Hallo, Roboter. Das gab mir jedes Mal den Rest: diese Hallo-Roboter-Erweiterung unseres Roboterscherzes.

*

Anna und ich belegten ein Seminar über Sprache, und die erste Sitzung war eine große Enttäuschung für uns. Wir hatten gedacht, es ginge um Sprache im weitesten Sinne und das Seminar würde unsere sozialen Beziehungen und unsere Selbstwahrnehmung sezie-

ren und uns in diesem Zuge eine große, einzigartige Wahrheit über Kontakt und Kommunikation enthüllen, im Grunde also über Liebe und Bedeutung und das Leben an sich. Doch stattdessen ging es in diesem Kurs um eine anatomische Entwicklung, nämlich dass sich die Kehlen von Babys und Kleinkindern im Laufe der Zeit veränderten. Offenbar wurden die Kehlen enger, wenn die Kinder älter wurden. Das lag daran, dass es sich mit engerer Kehle leichter sprechen ließ. Aus irgendeinem Grund konnten Babys nicht direkt mit einer engeren Kehle auf die Welt kommen. Die Enge musste sich ganz langsam nach und nach entwickeln. Anna und ich stießen uns unter dem Tisch an, während wir diese Beschreibungen der immer enger werdenden Kleinkinderkehlen hörten. Auf dem Rückweg zu unseren Zimmern kauften wir uns eine Riesenpackung Custard-Cream-Kekse; nach dieser Vorlesung brauchten wir Comfort Food.

Es war gar nicht so leicht herauszufinden, was ich eigentlich lernen wollte. Ich suchte etwas, das mich schockierte. Etwas, das von einem Ort weit außerhalb meiner selbst kam. Ich war es müde, Dinge beigebracht zu kriegen, die ich auch ganz simpel und passiv in meinem eigenen Kopf hätte finden können. Ich konnte mir nur schwer etwas vorstellen, das mich derart schockieren würde. Ich konnte mir überhaupt nur schwer etwas vorstellen, das außerhalb meiner selbst lag.

An diesem Abend ging ich in die Küche, um mir ein Pad-Thai-Fertiggericht zu kochen. Es bestand aus vielen kleinen Päckchen mit Zutaten, die einzeln erhitzt und anschließend in einem großen Topf zusammengekippt werden mussten. Ein ziemlich ineffizientes Fertiggericht. Luke war auch da und briet kleine Auberginenstücke in der Pfanne. Er verhielt sich wie das Idealbild eines nahbaren, angenehmen Menschen. Als wäre er ein Schauspieler, den jemand zu meiner Erbauung in der Küche platziert hatte. Er gab die Impression eines Herzschlags zum Besten, indem er auf das lose Bodenbrett unter dem Herd trat und es zum Vibrieren brachte, wobei dieses herrlich beunruhigend pochende Geräusch entstand. Ich kannte sonst niemanden, der so etwas tat – total lässig in der Küche rumstehen und einem wildfremden Mädchen einfach so eine Herzschlaginterpretation auf der Bodendiele vorführen. Eigentlich klang das Geräusch gar nicht nach einem Herzschlag, aber nach irgendwas klang es auf jeden Fall, und ich war hingerissen davon, wie irre komisch Luke seine eigene Darbietung fand. Er bestand beharrlich darauf, dass ich mir immer wieder ansah, wie er auf das Bodenbrett trat und dieses geniale Pochgeräusch machte, und irgendwann wurden das Gepoche und die imitierten Herzschläge wirklich irre komisch. Im Hintergrund hörte ich Lukes Musik, irgendetwas Poppiges, das ich vorher noch nie gehört hatte, etwas Hysterisch-Hauchiges, das mich erst ner-

völs machte und dann dieses andere Gefühl auslöste, von dem ich nicht mal wusste, was es war oder wie ich es nennen sollte.

*

Von da an ging ich jedes Mal in die Küche, wenn ich Luke dort vermutete. Was schnell zu einem äußerst zeitraubenden Projekt wurde, da die Küche direkt an mein Zimmer grenzte und die Wände dünn waren. Manchmal hörte ich wirklich Lukes Stimme, aber meistens nur undeutliche Musik oder auch einfach nur Schritte, das Öffnen und Schließen von Türen, was ich aus irgendeinem Grund mit der Vorstellung von seiner Anwesenheit assoziierte. Oft irrte ich mich, und es war nicht Luke, sondern jemand anderes, und dann musste ich irgendetwas tun, das sowohl meine Anwesenheit in der Küche als auch meinen sofortigen Rückzug rechtfertigte. Ich schaltete beispielsweise den Wasserkocher ein oder nahm mir eine Orange von irgendwem, ging damit in mein Zimmer und saß dann eine halbe Stunde oder länger völlig ermattet an meinem Schreibtisch.

Aber manchmal war es Luke. Dann grinsten wir beide und sagten mit fast schon sarkastischer Freude Oh, hi, breiteten unsere Kochzutaten auf der Arbeitsfläche aus und stellten unsere Töpfe auf den Herd. Eines Abends erzählte er mir von seiner Abschlussarbeit, für die er VR-Modelle von realen Objekten erstellte:

von Sneakern, Türen, Rädern. Er sagte, sein Freund Callum arbeite an einem Roboter, der Persönlichkeiten anhand von fünf Charakterzügen kategorisiere: Verträglichkeit, Offenheit, Gewissenhaftigkeit, Extraversion und Neurotizismus. Ich sagte, von den positiven Zügen besäße ich keinen, hätte aber einen hohen Grad an Neurotizismus, also eine schlechte Persönlichkeit, worüber er lange lachte. Dabei reichte er mir einen Teelöffel von seinem Curry, aber ich konnte es gar nicht richtig schmecken, weil ich daran denken musste, dass seine Finger jedes Stückchen Zwiebel, jedes Stück Kartoffel, ein paar der Linsen und einige Senfkörner berührt hatten, und das alles jetzt in meinem Mund war. Ich sagte Oh, das ist fantastisch.

*

Die Vorlesung über Geschenke ging weiter, eine Woche nach der anderen. Eines Donnerstagmorgens sah ich im Hörsaal einen Film mit dem Titel Ongka's Big Moka. Ein Mann namens Ongka bereitete ein großes Moka vor – Moka hieß Geschenk –, und dieses Moka war so groß, dass es Ongka und seinen Stamm komplett ruinierte. Es sah wirklich danach aus, als würde das Zusammenstellen dieses Moka den Stamm für immer zugrunde richten. Er würde sich nie wieder davon erholen. Das Moka enthielt so viele Fahrzeuge und Tiere und dazu noch zigtausende Dollar, es war nicht überraschend, dass der Stamm sich das nicht

leisten konnte. Aber irgendwie glaubte Ongka, dass er durch die Übergabe des Moka alles zurückgewinnen würde, was ihn die Vorbereitung gekostet hatte. Das Moka würde so beeindruckend sein, dass es ganz und gar überwältigend wäre und sich alles Leid dafür gelohnt haben würde.

Am Ende des Films hat Ongka das Werk vollbracht und sagt zum Empfänger des Moka: Ich habe dir all das gegeben, und damit habe ich dich besiegt. Ich habe dich zerstört, indem ich dir so viel gegeben habe. Die meiste Zeit hatte ich Schwierigkeiten, dem Film zu folgen. Die Angehörigen von Ongkas Stamm redeten ununterbrochen, dazu kam eine dröhnende männliche Erzählstimme. Die meisten dieser vielen Stimmen waren kaum zu hören, doch Ongkas letzte Worte verstand ich klar und deutlich. Ich habe dich zerstört, indem ich dir so viel gegeben habe.

*

Auf einmal hatte ich sehr viel zu tun. Ich musste viele Fragen über Glockenkurven und Statistik beantworten und einen Essay über das Moka schreiben. Diese Aufgaben bearbeitete ich auf dem Campus der Kunst- und Geisteswissenschaftlichen Fakultät, einem großen Rechteck aus Rasen und Beton, umgeben von lauter verschiedenen Bibliotheken. Sogar ein Café gab es hier. Eine in sich geschlossene, produktive Umgebung. Ich liebte diese Tage, die ich einfach nur arbeitend auf

dem Campus verbrachte. Es vermittelte mir ein echtes Gefühl von Freiheit, wenn ich aufwachte, zu Fuß zum Campus ging und mich zwischen den verschiedenen Bibliotheken bewegte, in denen ich die verschiedenen Aufgaben erledigte. Irgendwie fühlte es sich wie Freiheit an, wenn ich dasaß und Arbeiten erledigte, die mir von älteren Menschen aufgetragen worden waren. Menschen, die mich tatsächlich beurteilen konnten. Das war das Spannende daran: die bevorstehende Beurteilung.

*

Ich ging mit meiner Freundin Héloïse Kaffee trinken. Wir saßen in einem Café zwischen lauter schweigenden Menschen hinter Laptops, und sie erzählte mir von der Routine, die sie sich für ihr Abschlussjahr zugelegt hatte: Jeden Morgen kam sie in dieses Café und las den *Guardian* auf ihrem iPad. Dann joggte sie eine Stunde durch die Felder. Anschließend badete sie, und dann konnte ihr Tag losgehen. Solche Gespräche deprimierten mich. Irgendwie war ich davon ausgegangen, wir wären alle gleich und litten alle an demselben deprimierenden Mangel an Initiative und spontanen Einfällen, doch nein, es war konkret ich, meine Person, der diese Dinge fehlten. Ich würde nie eine Stunde lang durch die Felder joggen. Ich würde nicht mal den *Guardian* lesen. Ich würde überhaupt nicht auf die Idee kommen.

Héloïse erzählte mir von einer Wanderung, die sie im Sommer unternommen hatte, eine große Bergwanderung. Dabei hatte sie einen Mann kennengelernt, den sie wirklich mochte, und hatte mit ihm geschlafen. Der Mann hatte eine Freundin in Italien. Er selbst kam ebenfalls aus Italien und war jetzt endgültig dorthin zurückgegangen. Trotzdem blieben sie in Kontakt. Erst vor zwei Tagen hatte er ihr ein Foto von der Aussicht aus seiner Wohnung geschickt. Rote Sonne über Bergen. Es kamen reichlich Berge in dieser Anekdoten vor, Berge aus allen Teilen der Welt kamen in dieser Geschichte mit dem Mann und seiner italienischen Freundin zusammen. Héloïse fürchtete, den Kontakt zu ihm abbrechen zu müssen, weil sie Angst hatte, durch ihn wieder ihr Gefühl für sich selbst zu verlieren. Ich nickte, als wüsste ich, wie es war, wenn einem ein Mann das Gefühl für sich selbst raubte. Als würde ich genau in diesem Moment zusehen, wie mir mein Gefühl für mich selbst so richtig entrissen wurde. Da geht es hin, mein Gefühl für mich selbst.

*

Wieder in meinem Zimmer, versuchte ich, meinen Körper zu öffnen, wie ich es immer tat, wenn mir jemand ins Gedächtnis rief, dass so etwas wie Sex existierte. Dass Menschen welchen hatten. Ständig. Ich versuchte, die Öffnung mit meinem Finger zu finden, doch alles dort war fest verschlossen. Ich probierte

es mit dem stumpfen Ende eines Bleistifts, doch er fand keinen Weg hinein und fiel zu Boden. Google sagte, das Problem könne eine ganze Reihe von Ursachen haben. Vielleicht hatte ich ein psychisches Leid oder Selbstwertprobleme, vielleicht fürchtete ich mich vor Schmerzen, vielleicht war Sex für mich mit Scham besetzt. Vielleicht hielt ich Sex für etwas Böses. Aber ich wusste nicht, wie ich herausfinden sollte, ob ich Sex für etwas Böses hielt oder ob ich mich selbst hasste oder ob ich eine Depression hatte. Ich dachte an Luke, daran, wie er in der Küche an der Wand lehnte und in seinem Essen rührte. Er lehnte mit dem Rücken an der Wand, sodass er seitlich zum Herd stand und mich direkt ansah. Würde er einen Weg in meinen Körper finden, wenn er es versuchte? Würde er wissen, wie er seine Hände, seinen Mund und seine Muskeln benutzen müsste, um in mich hineinzukommen und mich im tiefsten Herzen zu berühren? Ich strich diesen dümmlichen, schwülstigen Gedanken aus meinem inneren Monolog und warf den Bleistift in den Müll.

*

Am Freitag kam ich zufällig in die Küche, als Luke mit seiner Freundin kochte. Sie trug einen Bademantel, dazu aber Lippenstift, und ihre Fingernägel waren mit einem Muster aus verschlungenen, sich überschneidenden Linien lackiert. Sie sagte Hi, ich bin Mia, und

da merkte ich, dass aus meinem Handy Musik kam, und Mia sagte über die Musik Ist das Mitski, und ich sagte Ja. Ich nahm zwei Falafelbällchen aus dem Kühlschrank, legte sie auf einen Teller und verließ die Küche, ohne Luke auch nur anzusehen. Ich ging weg, mit diesem eklichen Teller mit kalten, richtig nassen Falafelbällchen darauf, die nicht mal mir gehörten. Nasse, kalte, fremde Falafelbällchen.

In meinem Zimmer versuchte ich, mich abzulenken, indem ich mir die Zähne putzte, bis meine Zunge und meine Wangen brannten und sich lauter kleine rote Hubbel bildeten. Ich drehte Mitski ganz laut auf, so laut, dass Mia sie wahrscheinlich in der Küche hören konnte. Vielleicht küssten Mia und Luke sich zu den Mitski-Songs, die durch die Wand drangen. Mitski, durch eine Mauer gehört, musste sehr romantisch klingen.

*

In dieser Nacht schneite es. Es schneite allen Ernstes im Oktober, und als ich am nächsten Morgen aufwachte, waren meine Fenster mit Schnee bedeckt, auf den schrägen Dachfenstern konnte der Schnee so richtig liegenbleiben und sperrte das ganze Licht aus. Als ich die Rollos öffnete, war es, als hätte ich sie gar nicht geöffnet. Der Schnee bildete ein zweites Rollo, das sich nicht öffnen ließ, und das Zimmer blieb dunkel. Ich ging in den Botanischen Garten und sah mir